

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit ungewöhnlicher Spannung saß der Untersuchungsrichter am nächsten Morgen in seinem Bureau und befahl dem Aufwärter mit anscheinend gleichgültiger und geschäftsmäßiger Stimme, den Untersuchungsgefangenen Grafen Enea di Monteverde vorzuführen, und während der Mann fortging, um seinen Auftrag zur Ausführung zu bringen, überlegte er mit aller Schärfe. Die Worte des Arztes vom Abend vorher klangen ihm noch in den Ohren, und Geminiani sann darüber nach, wie er dem Grafen Enea eine Falle stellen und ihn auf die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit seiner Aussagen hin prüfen könne.

Noch mit diesen Erwägungen beschäftigt, hörte er ein Geräusch von sich nähernden Schritten, und gleich darauf stand Graf Enea in dem Zimmer. Er sah bleicher als sonst und sogar etwas leidend aus. Er war die Nacht hindurch auf der Eisenbahn gefahren, hatte kein Auge zutun können und war durch die marternden Gedanken, die ihn bezüglich seiner Zukunft bestürmten, nervös und erregt. Es war also nicht zu verwundern, daß ihn die Geduld verließ, als Geminiani sein Verhör wieder mit der stereotypen Frage begann, ob er der Graf di Monteverde sei, da und dort geboren, verheiratet und so weiter.

„Herr Untersuchungsrichter,“ versetzte Graf Enea heftig, „ich habe diese Fragen in den letzten vierundzwanzig Stunden schon mehrmals beantworten müssen, und Sie werden es erklärlich finden, wenn ich nun meinerseits frage, was denn diese unerhörte Gewalttätigkeit mir gegenüber zu bedeuten hat.“

Geminiani sah ihn aufmerksam prüfend an und antwortete ruhig und höflich: „Sie werden es sofort erfahren, Herr Graf. Sie sind beschuldigt, Ihre erste Gemahlin, Gräfin Malvesina di Monteverde, in Ihrer Villa in Sorrento ermordet zu haben, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen und eine zweite Ehe eingehen zu können.“

Alles Blut wich plötzlich aus dem Gesicht des Grafen Enea, seine Lippen bekamen eine fahlbläuliche Farbe, seine Wangen waren so weiß wie die eines Toten. Mit starrem Blick und schützend vorgestreckten Händen taumelte er einige Schritte zurück und stützte sich mühsam auf einen Stuhl, um nicht zu fallen.

„Wer — —“ stammelte er, nach Atem ringend, „wer beschuldigt mich dessen?“

„Die hiesige Staatsanwaltschaft konnte nicht umhin, diesen Anschuldigungen näher zu treten,“ fuhr Geminiani unbekümmert und geschäftsmäßig fort, „und eine Untersuchung einzuleiten, welche genügend Verdachtsmomente ergab, um die Anklage zu stützen. Sie sind daraufhin verhaftet worden, und ich habe Ihnen jetzt einige Fragen vorzulegen und hoffe auf eine gewissenhafte Beantwortung Ihrerseits.“

„Sie dürfen daran um so weniger zweifeln, Herr Untersuchungsrichter, als die Aufklärung der Angelegenheit ja in meinem eigenen Interesse liegt. Bitte, fragen Sie.“

Trotz dieser Aufforderung schwieg Geminiani noch eine Weile nachdenklich, als ob er über die Fragestellung, die ihm zweckmäßig und erforderlich dünkte, noch nicht ganz im klaren sei.

Erst nach einer Pause begann er wieder: „Herr Graf, Ihr damaliger Hausarzt, Cavaliere Lombardi, war vermutlich ein alter Bekannter Ihres Hauses, weil Sie ihm die

Wilhelm Malte
Fürst zu Putbus †. (S. 171)

Behandlung Ihrer Frau Gemahlin anvertrauten?“

„Ich kannte den alten Herrn schon von meinen Jugendjahren her. Er war schon Hausarzt bei meinen Eltern. Als er dann starb, ist in Krankheitsfällen sein Assistent, Doktor Gherardi, einigemal gerufen worden.“

„Wollen Sie mir mitteilen, in welcher Weise die Bezahlung des Cavaliere Lombardi für seine Bemühungen erfolgte?“

„Lombardi bekam an jedem Neujahrstag fünfhundert Lire als Hausarzt. Das war schon von alters her so gewesen, und ich habe das beibehalten, solange er lebte. Wurde er in ungewöhnlicher Weise in Anspruch genommen, so erfolgte auch ein besonderes Honorar. Aber das war nur selten der Fall.“

„So? Aber vermutlich wurde er in dem Jahr, als Ihre Gemahlin starb, besonders honoriert?“

„Nein. Wenn ich mich recht besinne, in diesem Jahr nicht.“

„Sie scheinen aber darüber doch nicht ganz sicher zu sein. Es ist doch anzunehmen, daß ein solcher Todesfall in Ihrer Familie für den Hausarzt besondere Mühewaltung brachte.“

„Die Krankheit meiner ersten Frau war ganz kurz. Es blieb also zu einer ungewöhnlichen Mühewaltung des Hausarztes gar keine Zeit und Gelegenheit.“

„Hm. Also Sie wissen bestimmt, daß Cavaliere Lombardi dafür nicht besonders honoriert worden ist?“

„Eine ganz bestimmte Auskunft kann darüber nur mein Ausgabebuch geben, während ich nach so langer Zeit mich auf mein Gedächtnis nicht mit voller Bestimmtheit verlassen möchte. Wollen Sie also volle Sicherheit, so geben Sie mir Gelegenheit, mein Ausgabebuch herbeizuschaffen.“

„Wir werden später darauf zurückkommen. Einstweilen wollen wir uns einem anderen Punkt zuwenden. Es ist ferner gesagt worden, daß Ihre Frau Gemahlin gewohnt war, zur Herbeiführung größerer Körperfülle und eines jugendlichen Aussehens von Zeit zu Zeit kleine Dosen Arsenik zu nehmen. Was wissen Sie davon, Herr Graf?“

„Nichts. Es ist Geschwätz. Meine erste Frau hat niemals zu derartigen Mitteln ihre Zuflucht genommen.“

„Verstehen wir uns recht, Herr Graf,“ sagte Geminiani mit Betonung jedes einzelnen Wortes, als ob ihm darauf besonders viel ankäme. „Wollen Sie damit sagen, daß Ihre erste Gemahlin dieses Mittel nie genommen oder wollen Sie nur sagen, daß Sie nichts davon wissen?“

„Ich weiß jedenfalls davon nichts und glaube auch nicht, daß es geschehen ist. Auf eine solche verrückte Idee kann nur jemand kommen, der meine erste Frau nicht gekannt hat.“

„Wieso verrückte Idee? Ich möchte, daß

Sie sich in dieser Beziehung etwas ausführlicher erklärten. Die Frauen haben, wie Ihnen doch wohl gewiß auch bekannt ist, manchmal sonderbare Neigungen, wenn ihre Schönheit oder sagen wir ihre Eitelkeit in Frage kommt."

„Es hieße das Andenken der Gräfin Malvesina verunglimpfen, wenn man ihr nachträglich solche — Kniffe oder Unarten, nennen Sie es, wie Sie wollen, anhängen wollte. Sie war nicht eitel, Herr Untersuchungsrichter, und viel zu verständig, als daß sie zu solchen Mitteln hätte greifen sollen. Ich wiederhole, daß, wer das gesagt hat, Gräfin Malvesina jedenfalls sehr wenig gekannt hat."

„Sie bestreiten also rundweg, daß Gräfin Malvesina jemals Arsenik genommen hat?"

„Ja," antwortete Graf Enea bestimmt.

Es entstand wieder eine längere Pause, weil Geminiani diese Aussage fast wörtlich niederschrieb, um sie dem Protokoll einzuverleiben.

Der Untersuchungsrichter fragte alsdann nach der Arseniktüte, von der Peppino gesprochen hatte.

Graf Enea wußte von dieser ganzen Sache nichts und erklärte sie für eine infame Lüge, er sah aber auch gleichzeitig daraus, wohin die Anklage eigentlich zielte. Er sollte seine erste Frau mit Arsenik vergiftet haben. Er wurde davon so aus der Fassung gebracht, daß die Beendigung des ersten Verhörs unmöglich wurde.

Im höchsten Grade aufgeregt und nervös brachte man ihn wieder in seine Zelle zurück. Von einer Freilassung nach den ersten Auseinandersetzungen, wie er es gehofft hatte, war gar keine Rede.

Nachdem der Untersuchungsrichter sein Protokoll fertiggestellt, verfügte er sich damit zum Staatsanwalt Petruzzi, um diesen darüber zu unterrichten.

„Natürlich legt sich der Herr Graf in allen Punkten aufs Leugnen," erklärte er diesem. „Und radikal, wie alle solche Neulinge in ihrer Verteidigung sind, leugnet er auch das, was eigentlich zu seinem Vorteil liegt."

„So, so!" murmelte Petruzzi eifrig lesend.

„Aber das wird sich wohl legen, wenn er erst ein halbes Dutzend Verhöre hinter sich hat," fuhr Geminiani fort. „Das ist ja immer so. Wenn sie erst weich werden, dann rücken sie schon mit dem oder jenem heraus."

„Hm. Wir werden sehen. Vor Januar können wir ihn doch nicht vor die Geschworenen bringen, und bis dahin ist ja noch viel Zeit. Lassen Sie den Mann aber ja gut beobachten, Herr Geminiani, damit nichts passiert."

„O, das hat wohl keine Gefahr, Herr Cavaliere."

„Bei solchen Leuten hat das immer seine Gefahren. Viele können es nicht überwinden, so aus dem Glanz des Lebens in die Nacht des Elends zu verschwinden. Geben Sie also acht. Wenn etwas passiert, fällt immer ein unangenehmes Licht auf uns."

„Es wird natürlich alles geschehen, was geschehen kann, Herr Staatsanwalt, wenn ich auch nicht an Selbstmordversuche glaube. Solange jemand leugnet, hat er immer noch Hoffnung und tut sich kein Leid an."

„Besser ist besser. Lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Das Protokoll behalte ich hier, Herr Untersuchungsrichter. Ich will die ganzen Akten noch einmal im Zusammenhang durcharbeiten."

„Sehr wohl, Herr Staatsanwalt."

9.

Es gibt Katastrophen im Leben, vor denen der Mensch verstummt und erstarrt, wie die Erde erstarrt und erstirbt unter der Härte und Not des Winters, Katastrophen, die alles Empfindungsleben im Menschen verkümmern, jede frohe Laune ersticken, jedes Lächeln auf den Lippen töten, wie der Winter Blumen und Blüten unter Schnee und Eis vergräbt.

Solche Zeit war für Severa angebrochen. In den schönsten und glücklichsten Tagen ihres Lebens war ein solcher Sturm über sie hereingebrochen, der sie vernichtete. Wie kam sie in ihrer Ahnungslosigkeit und Unschuld zu einer solchen unglücklichen, jeden Trost und Hilfe raubenden Wandlung ihres Schicksals? Womit hatte sie es verdient, daß der Mann ihrer Wahl, der ihre Stütze sein sollte für diese Welt, sich verwandelte in ein schreckliches Phantom, in ein Gespenst, das sie nach so viel Glück und Freude der Schande und dem Unglück weihte? Durfte sie es noch wagen, sich eine Gräfin di Monteverde zu nennen, wenn der Mann, dem sie diesen Namen verdankte, in einem Abgrund von Elend verschwand?

Severa hatte schon an dem Abend, als sie ihren Gemahl mit schwerem und bangem Herzen erwartete und statt seiner den Brief erhielt, der ihr seine Abreise nach Neapel ankündigte, die fürchterlichsten Ahnungen von dem wahren Sachverhalt. Sie brachte schnell die so plötzliche und unter so sonderbaren Umständen erfolgte Abreise ihres Gemahls mit den Gerüchten in Verbindung, die über ihren Gatten in Sorrent im Umlauf gewesen waren, und von denen sie durch Doktor Gherardi Kenntnis erhalten hatte. Im Anfang hatte sie geglaubt, ihrem Gatten davon Mitteilung machen zu müssen, damit er sich dagegen wehren und dem Unfug ein Ende machen könne, indem er den ersten besten, der diese Gerüchte in Umgang zu bringen suchte, dem Strafrichter überlieferte. Wenn sie aber dann den Grafen Enea ansah, in seine freien, offenen Züge, in sein sorglos-fröhliches Gesicht blickte, wurden ihr solche schrecklichen Mitteilungen peinlich. Sie brachte sie nicht über die Lippen, auch aus Furcht, Graf Enea könne wohl gar glauben, daß sie solchen Gerüchten irgendwelche Bedeutung beilege. Sie hatte sich darauf beschränkt, ihren Gatten von der Rückkehr nach Neapel zurückzuhalten, in der Hoffnung, daß die Gerüchte inzwischen verstummen würden.

Nun waren alle diese Annahmen und Hoffnungen aufs schmerzlichste getäuscht, und Severa verfiel in ihrer Angst über das Schicksal des Gatten in eine fiebernde Aufregung. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen, aber sie konnte auch keinen entschlossenen Gedanken, keinen Plan fassen, der ihrem Handeln eine gewisse Richtung gegeben hätte, denn ihre Befürchtungen waren vorläufig doch noch ohne Bestätigung. Sie hatte nur Tränen in ihrer Angst, die sie noch dazu vor ihrer Mutter sowohl wie besonders vor der kleinen Santina verbergen mußte.

Zweimal war Santina in der Nacht aufgewacht und hatte mit ihrer unschuldigen, weichen Stimme gefragt: „Warum weinst du, Mama? Wo ist der Papa?"

Sie hatte dem Kind zugeredet, so gut sie es konnte in ihrer Not, und Santina hatte sich beruhigt. Aber Severa selbst kam nicht zur Ruhe, und in der Qual ihrer eigenen Gedanken war es ihr, als ob ihr das Herz zerspringen müßte.

Sie konnte kaum den Morgen erwarten, damit sie die nötigen Schritte tun könne. In aller Frühe sandte sie eine Depesche nach Neapel an ihren Gemahl, und damit ihn diese sicher erreiche, fertigte sie sie in zwei Exemplaren aus, deren eines sie in die Villa Miramar, das andere nach der Wohnung des Grafen Enea in Neapel auf dem Corso Vittorio Emanuele adressierte.

Sie kamen beide zurück, die eine noch vor Mittag, die andere gegen Abend. Man hatte den Adressaten nicht auffinden können.

Wo war also ihr Gemahl? War es schon so schlimm, daß er sich verborgen halten mußte, oder gar —

Sie schrie laut auf, wenn sie an die schreckliche Möglichkeit dachte, die sich ihr vorspiegelte. Den ganzen nächsten Tag wartete sie in marternder Ungeduld auf eine Nachricht von Enea, aber es kam keine, und ihre Verzweiflung wurde immer größer.

Natürlich fiel ihrer Mutter die Abwesenheit des Grafen auf. Severa sagte ihr zunächst, daß er in dringenden Geschäften nach Neapel gereist sei, aber sie war nicht gewöhnt, sich zu verstellen, und so fiel sie ihrer Mutter schluchzend in die Arme und bekannte alles, was ihr Herz bewegte.

Frau de Mendrisi war über die Mitteilungen und besonders über die Befürchtungen Severas außerordentlich betroffen.

„Warum hast du mir früher niemals von diesen Gerüchten Mitteilung gemacht?" fragte sie vorwurfsvoll. „Wer weiß, ob nicht alles anders gekommen wäre."

„Aber Mutter," antwortete Severa weinend, „ich fand ja nicht einmal den Mut, ihm selbst davon zu sagen, wie hätte ich denn so fürchterliche Vermutungen zu anderen, Unbeteiligten, äußern sollen?"

„Zu Unbeteiligten! Du wirst mich doch nicht zu den Unbeteiligten bei dieser Sache rechnen? Es handelt sich um dein Glück, um deine ganze Existenz, Severa. Bedenke doch, was entsteht, wenn Graf Enea wirklich zur Verantwortung gezogen und — schuldig befunden wird."

„Mutter!" schrie Severa auf.

Frau de Mendrisi schloß ihr Kind mitleidig in die Arme und küßte sie auf die Stirn.

„Du siehst nun wohl, Severa," fuhr sie etwas leiser fort, „daß ich nicht so unbeteiligt bei den Vorgängen bin, wie du vielleicht früher angenommen hast. Ich bin deine Mutter, die sich nicht nur an deinem Glück freut, sondern die auch über dein Unglück weint. Und wenn du im Unglück nicht mehr Rat weißt und nirgends mehr Hilfe siehst, sind meine Arme dein einziger Hafen."

„Was soll ich tun, Mutter?" fragte Severa, noch immer ganz verzweifelt. Sie



Denkmünze für die Kämpfer in Südwestafrika. (S. 171)

fühlte wohl, daß ihre Mutter recht hatte. Was war sie denn in der Welt? Ein Kind, das sich selbst nicht helfen konnte und nun auch noch für ein anderes zu sorgen hatte.

„Und — —" fuhr ihre Mutter noch leiser, wie zögernd fort, „du bist von seiner Unschuld fest überzeugt, Severa?"

Erschrocken sah ihr Severa starr ins Gesicht und wich etwas von ihr zurück.

„Was — — was willst du damit sagen, Mutter?"

„Mein liebes Kind, man sagt nicht umsonst, daß die Liebe blind macht. Wäre es also etwas so ganz Unmögliches, wenn du dich in dem Grafen Enea getäuscht hättest?"

„Mutter, ums Himmels willen!" schrie Severa leidenschaftlich erregt auf. „Raube mir nicht meinen letzten Trost, meine einzige Zuversicht, raube mir nicht den Glauben an meinen Mann!"

„Ich frage ja nur, ob du von seiner Unschuld überzeugt bist."

„So sicher wie von der Sonne am Himmel!"

„Nun sieh, Severa, ich wünsche ja natürlich nichts mehr, als daß es so sein möge, wie du glaubst, aber wenn ich dich jetzt nach den Gründen, nach den Beweisen für deine Überzeugung fragen würde —"

Severa machte eine abwehrende Bewegung.

„Ja doch," unterbrach sich ihre Mutter, „ich weiß schon, daß eine Überzeugung nicht nach Gründen und Beweisen fragt. Ich will dir auch deine Überzeugung nicht rauben, sondern ich möchte dich nur veranlassen, damit zu rechnen, daß andere sie nicht teilen. Was würde dir deine Überzeugung nützen, wenn Graf Enea vom Gericht für schuldig befunden wird?"

„O, sehr viel, Mutter! Kein Urteilsspruch der Welt kann mir meinen Glauben an meinen Mann rauben. Ich werde das Schicksal tragen, ich werde mich dem Unglück beugen, aber es wird mich nicht brechen."

„Wer weiß!" antwortete ihre Mutter schwer und bedächtig. „Du kennst die Welt noch nicht, du weißt noch nicht, was es heißt, fremd und einsam zu sein, gemieden von den Freunden, verlästert von den Feinden, das Schicksal verfluchend, das man doch nicht ändern kann."

Severa stürzten die Tränen über die Wangen. „Ich werde nicht allein sein, Mutter. Ich habe dich, ich habe Santina."

„Mein Kind, ich bin alt, wenn ich sterbe —"

„Mutter!"

Sie machte eine kleine Pause, dann nahm sie ihre Tochter plötzlich bei der Hand, küßte sie und sagte tröstend: „Es ist gut, mein Kind. Habe Mut. Wir werden ja sehen. Vielleicht sind unsere Befürchtungen übertrieben."

Severa atmete wirklich ein wenig auf. Sie war noch so jung, so unerfahren — was wußte sie von der Welt und ihrem Urteil, was von der Herzenseinsamkeit, von den Abgründen der Seele, die in jeder Menschenbrust liegen? In Reichtum und Überfluß groß geworden, kannte sie nur die Außenseite von Welt und Menschen, aber nicht ihr inneres Wesen. Die ganze Größe ihres Unglücks vermochte sie noch gar nicht zu fassen. —

Als auch am nächsten Morgen keine Nachrichten vom Grafen Enea eintrafen, gab Frau de Mendrisi dem Drängen ihrer Tochter nach, und beide Frauen entschlossen sich, nach Neapel zu reisen, um an Ort und Stelle dieser für sie unerträglichen Ungewißheit ein Ende zu machen.

Wenige Stunden später saßen die Frauen im Zuge. Während dieser dahinbrauste, hörte Severa immer und immer wieder wie ein Echo die Worte ihrer Mutter im Ohr, und dieser Nachhall wurde in seiner Wirkung immer stärker, als ob sie erst nach und nach den Sinn dieser Worte begriffe. Offenbar hatte ihre Mutter sie auf den Gedanken vorbereiten wollen, daß Enea doch wohl schuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen sein könne, und wenn sie auch keinen direkten Zweifel an der Lauterkeit ihres Gemahls ausgedrückt hatte, so klang dieser doch durch ihre Worte hindurch. Das erregte und empörte Severa, drohte sie selbst ihrer Mutter zu entfremden. Noch nie in ihrem Leben hatte sie an ihrer Mutter Kritik geübt, jetzt, wo es sich um ihren Mann handelte, geschah das zum ersten Male. Diese Liebe zu Enea, die Liebe der Frau zum Manne machte sie plötzlich klug und erfahren.

Freiherr Heinrich v. Bodman, der neue badische Minister des Innern.

Severa hatte Enea eigentlich vom ersten Augenblick, wo sie ihn sah, geliebt, nur war diese Liebe damals noch ein Keimling gewesen, den jeder Sturm hätte zerstören können. Allmählich war aber aus dem Keimling Blatt und Blüte hervorgewachsen, und jetzt erst, als ihr der Gegenstand ihrer Liebe entrissen war, erwachte diese Liebe zu ihrer vollen Gewalt und Kraft. Sie erschrak vor sich selbst, als sie sich auf dem Gedanken ertappte, daß selbst ihre Mutter, an der sie bis dahin mit kindlicher Hingabe hing, vor diesem Gefühl zurückweichen mußte.

Ihre Liebe hätte keine echte, rechte Liebe sein können, wenn sie an der Lauterkeit ihres Mannes gezweifelt hätte, und was auch immer der Zweck ihrer Mutter gewesen sein mochte, ihr Vertrauen zu erschüttern, sie hatte unrecht getan. Severa ging im Wesen ihres Mannes auf. Wer ihn verlästerte, verlästerte auch sie.

Wohin sie diese Liebe führen würde, das wußte sie freilich nicht, sie fühlte nur, daß sie nicht anders konnte, als zu ihrem Manne stehen — mochte kommen, was kommen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

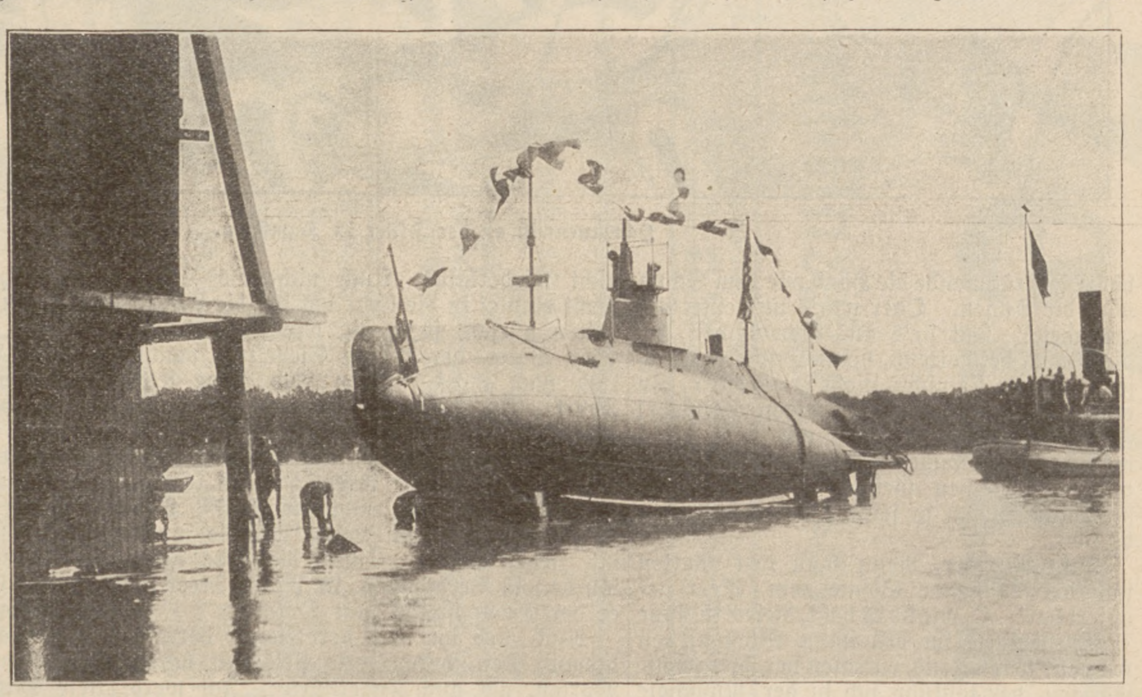
Illustrierte Rundschau.

Der in Pegli plötzlich verstorbene **Fürst zu Putbus, Wilhelm Malte,** war am 16. April 1833 geboren und gehörte zu den reichsten Grundbesitzern Deutschlands. Er besaß im ganzen 120 Güter mit 45 Dörfern, darunter das bekannte Seebad Putbus auf Rügen, das von seinem Großvater angelegt worden war. Das schöne Schloß Putbus mit seinem herrlichen Park wurde nach der durch Brand erfolgten Zerstörung neu erbaut und 1872 vollendet. — Eine bronzene **Kriegsdenkmünze** für unsere Krieger in **Deutsch-Südwestafrika** ist vom Kaiser gestiftet worden. Sie wird am schwarz-weiß-roten Bande getragen. Die Vorderseite zeigt den Kopf der Germania und die Umschrift: Südwestafrika 1904—06; auf der Rückseite erblickt man die Kaiserkrone, darunter den kaiserlichen Namenszug und zwei gekreuzte kurze Schwerter. Die Umschrift lautet: „Den siegreichen Streitern." — **Freiherr Heinrich v. Bodman,** der neue badische Minister des Innern, ist 1851 in Freiburg i. Br. geboren, studierte die Rechte und begann seine Laufbahn 1877 als Referendar beim Ministerium des Innern. 1889 trat er als Regierungsrat und Mitglied des Reichsversicherungsamtes in den Reichsdienst über, den er jedoch bereits 1891 wieder verließ, um die Stellung eines badischen Ministerialrats zu übernehmen. Seit 1899 war er auch Bevollmächtigter beim Bundesrat und seit kurzem Oberdirektor des Wasser- und Straßenbaues seines Heimatlandes. — In den **Vereinigten Staaten,** wo man dem Bau von **Unterseebooten** bisher nur ein geringes Interesse entgegenbrachte, scheint man jetzt auch in dieser Hinsicht hinter den übrigen Seemächten nicht zurückbleiben zu wollen. Kürzlich ist dort ein neues Unterseeboot fertig geworden, das den Namen **„Cuttlefish"** (Tintenfisch) erhielt, über dessen technische Einzelheiten man natürlicherweise nichts bekannt gegeben hat, doch soll es zu den größten Fahrzeugen seiner Art gehören.

Schwanenwik an der Alster in Hamburg.

(Mit Bild auf Seite 172.)

Wer auf dem östlichen Ufer der seenartigen Außenalster durch die prächtigen Anlagen und vorüber an



Das Unterseeboot „Cuttlefish" der Vereinigten Staaten.

den stattlichen Villen, die dieses breite Wasserbecken einfassen, nach Norden schreitet, gelangt an einen Abschnitt des Uferweges, der als „Schwanenwik“ bezeichnet wird, weil hier eine Lieblingsstelle der vielen Schwäne ist, die die Außenalster bevölkern. Die Hamburger Kinderwelt weiß das, und so sucht sie denn auf den Spaziergängen mit Vorliebe diesen Wegabschnitt auf, um die schmucken Wasservögel zu füttern. Das Schwanenwik ist ferner noch dadurch bekannt, daß es ein sehr seltsames Denkmal in Gestalt eines aus dem Wasser herausragenden Hundes besitzt. Das Denkmal soll von einem Hamburger zur Erinnerung daran errichtet worden sein, daß sein Kind an dieser Stelle durch einen Hund aus den Fluten gerettet wurde.

Eine Taufe in Spanien im achtzehnten Jahrhundert.

(Mit Bild auf Seite 173.)

Don José de Escosura, dem Letzten aus einem jahrhundertalten Geschlecht, ist das hohe Glück zu teil geworden, daß ihn seine Gemahlin, Donna Elvira, mit einem Stammhalter beschenkt hat. Heute ist der Tag, an dem das junge Menschenkind in der Kathedrale durch die Hand des Priesters das Sakrament der Taufe empfangen soll. Es sind nur erst wenige Tage nach der Geburt verstrichen, und so ist denn die Mutter des kleinen Weltbürgers dem feierlichen Akt fern geblieben. Dafür folgen aber außer dem Vater, der sich dicht neben dem Chorknaben mit der brennenden Kerze aufgestellt hat, die als Paten und Taufzeugen geladenen Damen und Herren der Vornahme der heiligen Handlung um so aufmerksamer. Der Priester wird nach Vollendung der Taufe noch ein Gebet sprechen, und dann wird die vornehme Taufgesellschaft den Rückweg in die Behausung Don Josés antreten, um das festliche Mahl einzunehmen.

Mutter Maren.

Erzählung von **B. Rittweger.**

1.

Maren Sieveking stand am Meeresufer. Die Sonne war eben, ein glühender Ball, in den Wogen versunken, aber noch immer



Schwanenwik an der Alster in Hamburg. (S. 171)

hielt die Träumende die Hand wie zum Schutz über die Augen. Oder war's nur eine Gewohnheit? Tat sie's aus Gewohnheit, so, die Augen beschattend, hinauszuspähen, auch jetzt noch, da sie nichts mehr erwartete? Zu erwarten hatte sie doch niemand mehr! Fertig mit dem Leben, mit dem Glück war sie, die blonde, stattliche, schöne Frau mit dem weißen Gesicht, aus dem zwei stahlblaue Augen so seltsam müde und starr blickten.

Kein Wunder, wenn man den Gatten und drei blühende Söhne dem Meer geopfert hat! O, wie sie es haßt, dieses tückische Meer, welches ihr erst ihren Ältesten, den frischen, kecken Jens, entrissen hat, den zwölfjährigen, der tollkühn sich in der Nußschale von Boot zu weit hinausgewagt hatte und nicht wiederkam! Auch nicht als Leiche. Nicht einmal in die Erde hat ihn die Mutter betten dürfen, so wenig wie die anderen. Sein Vater, der Wilms Sieveking, machte kurz nach ihres Ältesten Tod seine letzte Fahrt. Ein Sturm hat ihn vom Mastbaum gefegt, als er Ausguck halten wollte.

Nun war sie Witwe, und mit aller Kraft beschwor sie Lars, ihren zweiten Sohn: „Bleib bei mir, geh nicht zur See!“ Aber es litt ihn nicht am Land, und sie mußte ihn ziehen lassen. Schon die erste Fahrt wurde sein Verhängnis; im Roten Meer fiel er der Tropensonne zum Opfer.

Nun blieb ihr noch der Kleine, der Andreas. Dem verweigerte sie's mit harten Worten, als auch er erklärte: „Ich werd' Seemann wie Vater und die Brüder.“ Da ging er heimlich. Zweimal kehrte er glücklich heim zur harrenden, längst versöhnten Mutter. Das dritte Mal wartete sie vergebens. Auch er hatte sein Grab im Meeresschoß gefunden. Der Mann und drei Söhne! Und sie blieb allein, allein mit ihrem Gram und mit ihrem Haß auf das Meer, das sie doch nicht missen konnte, zu dem es sie immer und immer wieder trieb.

Wenn ihre häuslichen Geschäfte besorgt waren, wenn die anderen Frauen plaudernd und Netze flickend vor den Haustüren zusammen saßen, dann wanderte sie hinaus an den Strand und schaute und schaute.

Sie fährt erschrocken herum, als plötzlich ein Mann neben ihr auftaucht, und eine tiefe Stimme sie anredet.

„Guten Abend, Maren Sieveking. Immer

so allein? Arme Maren, das taugt nichts. Die Toten sind tot, und alles was wahr ist, Maren, rechtschaffen hast du sie betrauert. Sechs Jahre schon bist du Witwe, und zwei Jahre sind's, daß dein Jüngster nicht mehr heimkam. Und nun ist's genug. Nicht vergessen sollst du sie, aber dein Leben sollte doch denen gehören, die da leben."



Eine Taufe in Spanien im achtzehnten Jahrhundert. (S. 172)

„Ach, Heinz Andresen, wer von ihnen fragt nach mir, wer braucht mich? Keiner."

„Keiner fragt nach dir — keiner braucht dich? Weißt du das so gewiß, Maren? Bist du's nicht selber, die daran schuld ist, daß keiner dir nahe kommt?"

„Kann sein, Heinz Andresen. Ich kenn' mich selber nicht mehr. Da in mir ist eine Leere und eine Öde und eine Angst."

„Glaub's wohl. Hast zu viel gelitten. Aber nun ist's genug; ich sag's noch einmal. Laß vergangen sein, was vergangen ist. Maren, ich hab' dich immer so gut leiden mögen, schon lange, lange. Sieh, Maren,

bist so 'n stattliches, hübsches Weib und gesund und stark und fleißig — ich bin auch allein, Maren, ich hab' meine letzte Fahrt gemacht. Sollten wir zwei einsame Menschen nicht zusammenpassen?"

Der gebräunte stattliche Mann mit den hellen Augen und dem gutmütigen Gesicht steht erwartungsvoll da.

Frau Marens Blick hat unter Heinz Andresens Worten mehr und mehr von seiner Starrheit verloren, ihre weißen Wangen haben sich mit zarter Röte überzogen, und ein weicher Ausdruck ist in ihre Züge getreten. Jetzt spricht sie mit klarer, fester Stimme: „Heinz Andresen, das kommt so überraschend. Ich hab' immer gedacht, ich wär' 'ne alte Frau nach all dem Schweren. Und nun nimmt's mich schier wunder, daß ich noch einmal, daß — — aber es tut mir wohl, so wohl. Und das war's auch, warum ich immer an den Strand gelaufen bin. Die Sehnsucht, die arge Sehnsucht war's, nicht nur nach den Toten, nein, auch nach dem Leben. Und du bringst mir das Leben mit deinen guten, treuen Worten. Ja, Heinz, ich will deine Frau werden."

„Maren!" mit diesem Freudenruf zieht Heinz Andresen das blonde Weib an sich, und ihr wird so wohl, so friedevoll. Sie ist nicht mehr allein. Wieder in sicherer Hut, denn Heinz ist ein braver Mann, schlicht und treu. Und sie — in ihr erwacht alle jugendliche Wärme, die in ihr schlummerte, und sie fühlt, sie hat noch Kraft zu lieben.

Hand in Hand schreiten die beiden dem Dorf zu, er mit dem eigentümlich schwankenden Gang aller Seefahrer, sie stramm, aufrecht, in blühender, reifer Schöne, ein hübsches Paar, trotzdem beide die Grenze der Jugend überschritten haben.

— — — — — — — — — — — —

Alles freut sich der Wandlung; jedem hat Maren leid getan mit ihrem schweren Schicksal, und nun nehmen alle, die ihr nahe stehen, Anteil daran, daß sie sich dem Leben wieder zugewendet hat. Im September hat sie sich dem Kapitän versprochen, im November hat die stille Hochzeit stattgefunden, und es folgt ein traulicher Winter für die beiden Menschen.

Frau Maren Andresen wird täglich frischer und hübscher, und Heinz trägt sein Weib auf den Händen. Sie spinnen sich ganz ein in ihr spätes Glück, ohne der Toten zu vergessen. Gar oft sprechen sie von Wilms und von den drei Knaben. Dann wieder planen sie, wie sie Marens Häuschen — es grenzt an das Andresensche, welches sie jetzt zusammen bewohnen — für die Badegäste einrichten wollen. Die Zimmer werden gut bezahlt von der stetig wachsenden Zahl der Binnenländer, die hier an der See Erholung und Genesung suchen.

Frau Maren schafft im Haus umher mit einer Frische und einer Lust, die ihr ganz fremd geworden waren, und als der Frühling kommt, da wissen die beiden Glücklichen, daß alles, was sie schaffen, nicht nur dem Behagen ihrer alten Tage zu gute kommen wird, nein, ein neues Leben wird ihnen erblühen, sie werden für ihr Kind zu sorgen haben.

Maren ist voll Zuversicht, noch einmal so flink geht ihr alles von den Händen. Fast will ihr das Glück zu groß dünken, ihr, der Leidgewohnten.

Die Tage werden länger, mildere Lüfte wehen, und über Heinz kommt eine sonderbare Unruhe. Täglich, oft schon in aller Morgenfrühe, läuft er hinaus an den Strand. Wenn ein Segel am Horizont auftaucht, dann entschlüpft ihm wohl ein Seufzer.

Maren beobachtet sein verändertes Wesen, und es beschleicht sie ein banges Gefühl. Ob's ihm doch zu eng wird am heimischen Herd, ob er sich wieder hinaussehnt, hinaus aufs Meer? Nur das nicht — sie könnt' es nicht ertragen! Es ist in ihr eine heiße Liebe erwacht zu dem Mann, der sie an sein Herz genommen, der sie zu neuem Leben erweckt hat. Er soll keinen Wunsch mehr haben, als bei ihr zu sein.

Heinz schweigt über das, was in ihm vorgeht, aber das Auge eines liebenden Weibes sieht scharf. Maren weiß die immer mehr sich steigernde Unruhe des Gatten zu deuten. Sie kennt die Art. So hat's der Wilms getrieben, wenn der Winter zu lang währte. Dann kannte er sich nicht vor Unrast und wurde täglich verstimmter. Und nun ist's dasselbe bei Heinz. Aber sie hütet sich, daran zu rühren; sie hütet sich, Schlafendes zu wecken.

Da tut's ein anderer.

Heinz erhält einen Brief, und nachdem er ihn gelesen und wieder gelesen, legt er ihn seiner Frau hin. Er ist von seinem früheren Reeder. Der Mann, dem er viel verdankt, bittet ihn dringend, noch einmal auszuhelfen. Ein Kapitän ist erkrankt, die Zeit drängt, und der Handelsherr kann keinen passenden Ersatz finden. Da fragt er an, ob Heinz Andresen noch frei und gewillt ist, ihm auszuhelfen. Nur dies eine Mal, nur für eine kurze Fahrt — kaum drei Monate!

Maren liest, und dann läßt sie das Blatt sinken und fragt mit bebender Stimme, während ihre Augen starr werden und ihr Antlitz weißer als sonst erscheint: „Und was wirst du ihm antworten, Heinz?"

Der Mann schlägt seine Augen nieder: „Ja, Maren, weiß ich's? Ich bin Herrn Hansen Dank schuldig. Er hat mir Vertrauen geschenkt, als ich noch 'n junger Kerl war, er hat's immer gut mit mir gemeint, und einmal, als ich schwer krank lag in Melbourne, da hat er für mich sorgen lassen wie für 'nen Sohn, und meine Mutter hier hat er auch nicht vergessen. Wär' ihm freilich gern noch einmal gefällig, das kannst du wohl begreifen. Und zu versäumen hätt' ich ja eben nichts in den drei Monaten. Bis das Kind geboren wird, Maren, da wär' ich längst wieder hier. Und das Geld könnt' uns schon auch zu statten kommen. Natürlich, Maren, 's soll zum letzten Male sein, daß ich aufs Meer gehe."

„Also du bist schon entschlossen, Heinz?" Ganz ruhig kommt's aus Marens Mund.

„Entschlossen, nein. Wie könnt' ich? Nur — es wird mir schwer, Herrn Hansen nein zu sagen. Und auch sonst, Maren, gerade im Frühling! Da zieht's so 'nen alten Schiffer wie mit Gewalt aufs Wasser. Sieh, Maren, wenn du's tätest, ließest mich gehen, nur dies eine Mal noch, zum letzten Male!"

„Ja, ja, Heinz, ich versteh' schon, und ich will dir nichts in den Weg legen." Maren ist klug. Sie gibt nach, denn sie fühlt, täte sie's nicht, dann würde er wohl bleiben, aber das Meer, die Sehnsucht nach dem Meer würd' ihr seine Liebe rauben, die Liebe des Mannes, die ihr ein so köstliches Gut deucht. —

Nach drei Tagen ist Heinz abgereist. Maren ist nun wieder allein. Sie hält die beiden Anwesen sauber in Stand, und dazwischen arbeitet sie allerlei Weißzeug für das erwartete Kind. Mit Mühe sucht sie ihre Angst um den geliebten Mann zu bemeistern, aber sie kann's nicht hindern, daß sie zittert vor der Zukunft, wieder zittert. Und sie hat gemeint, das sei nun vorbei.

Sie bekommt öfters Nachricht. Heinz schreibt so heiter, so zufrieden. Er ist voller Zukunftsfreude und begreift sich selbst nicht, daß er sich hat trennen können von seinem Weibe. „Aber es ist zum letzten Male, ich schwör's. Mein Abschied vom Ozean ist diesmal unwiderruflich. Dann bleib' ich ganz bei dir und bei unserem Jungen."

Sie muß lächeln über seine Zuversicht auf einen Jungen. Und mit jeder Woche, die vergeht, wird sie getroster. Noch einen Monat, dann hat sie ihn wieder. Das ist ja auch gar keine Reise, nur bis Brasilien und zurück.

Da — eines Tages läuft die entsetzliche Kunde ein: das Schiff, welches Heinz führt, die „Hela", ist im Nebel von einem englischen Dampfer angerannt und in den Grund gebohrt, und kein Mann von der Besatzung gerettet.

Von Stund an ist Maren eine alte Frau. Früher hat sie gemeint, eine zu sein; jetzt ist sie's trotz ihrer Mutterhoffnung. Hart erscheinen ihre Züge, und ihr blondes Haar ist ergraut. Aber in all ihrem Kummer bleibt sie stark, denn sie muß handeln. Es gilt, die beiden Anwesen zu verkaufen, Heinz hat ihr noch vor der Abreise seinen Besitz vermacht. Nun heißt's, schnell alles zu Geld machen. Sie will fort, weit fort! Ihr Kind soll nicht am Meer geboren werden. Weit ins Land hinein will sie ziehen, nach Thüringen. Dort hat ihr früher ein Oheim gelebt, ein Bruder ihrer frühverstorbenen Mutter.

Dort soll ihr Kind das Licht der Welt erblicken. Wenn's ein Knabe ist, soll er aufwachsen, ohne daß in ihm der Wunsch erwachen kann, auf dem Wasser sein Leben zu verbringen, und ist's ein Mädchen, soll es davor bewahrt bleiben, eines Seefahrers Weib zu werden. Dieser Gedanke beherrscht Frau Maren so völlig, daß sie alle Schwierigkeiten, die sich ihrem Vorhaben in den Weg stellen, überwindet.

2.

Die Bewohner des zwischen den Bergen auf grünen Wiesen freundlich hingelagerten Dorfes im Herzen Deutschlands, im lieblichen Thüringen, haben sich nach der ersten Verwunderung etwas beruhigt über die blasse Frau, die, ohne irgend einen „Anhang" im Ort zu haben, sich bei ihnen eingemietet hat, aber sie staunen sie doch immer noch an wie ein Wesen aus einer anderen Welt, wenn sie im Gärtchen vor dem Haus sitzt, neben sich den Kinderwagen, und seltsam klingende Weisen von ihren Lippen kommen, halblaut nur, wiegende Melodien, einförmig und klagend, ganz anders, als die Mütter hier zu Lande sie singen.

Frau Maren Andresen heißt die Fremde, und Witwe ist sie. Sonst weiß man nichts von ihr. Aber ihr seltsames Aussehen — man hätt' sie für des Kindes Großmutter halten müssen, hätt' nicht der Kleine hier im Ort das Licht der Welt erblickt — ihr Aussehen, der fremdklingende Name und ihre bei aller Höflichkeit kühle Art und Weise halten ihr die Leute fern. Erst als sie, nachdem der Winter vorüber, ein zum Verkauf kommendes kleines Bauerngut erworben hat und es mit Hilfe einer Magd und eines tüchtigen Knechts fleißig versorgt, legt sich ein gewisses Mißtrauen, und man findet sich mit der Tatsache ab, daß eine Fremde hier haust.

Maren Andresen lebt nur ihrer Wirtschaft und ihrem Kinde, einem prächtigen Knaben. Er gleicht seinem Vater Zug für Zug. Nun wird ihr in ihm ein Abbild erwachsen, und das ist gut, denn das Bild des Gatten, ebenso wie das ihres ersten Mannes und die ihrer toten Söhne, ruht wohlverschlossen in einer großen Kiste auf dem Boden unterm Dach.

Sie sind ja alle in Seemannstracht, und ihr Junge soll nicht wissen, niemand soll wissen, daß sie Seeleute gewesen, daß auf dem Meer ihre Heimat war.

In der großen Kiste auf dem Boden, da ruht noch mehr. All die kleinen Geschenke, die Wilms Sieveking und ihr Jüngster ihr aus fremden Ländern mitgebracht, und ein Schiffsmodell, welches Heinz in jenem letzten Winter gebaut. Sie hat's verbrennen wollen, aber sie hat's doch nicht übers Herz bringen können, den Zeugen so vieler glücklicher Stunden zu vernichten. Und sie allein hat den Schlüssel zu der Kiste, ihr Junge darf nichts von dem Inhalt ahnen. Er soll heranwachsen als Kind des Binnenlandes.

Mutter Maren erholt sich bei dem stillen, fleißigen Leben im Besitz des sich immer prächtiger entwickelnden Kindes nach und nach geistig und körperlich wieder. Sie wird nicht wieder jung, denn die letzte Jugend hat Heinz mitgenommen in sein nasses Grab, aber ihr gramdurchfurchtes Gesicht wird milder, und sie lernt noch einmal lachen mit ihrem Jungen, mit dem letzten Glück, das ihr ein hartes Geschick gelassen hat.

Sie läßt dem Kleinen so viel Freiheit als möglich. Ängstliche Sorge um die Gesundheit ist ihr, der am Meer Aufgewachsenen, fremd.

Nur in einem läßt sie den Jungen nicht gewähren. Als er eines Tages heimkommt vom Spiel, mit glühenden Wangen, die blonden Locken vom Wind zerzaust, die hellen grauen Augen, die Augen des Vaters, leuchtend in freudiger Aufregung, in den dicken Fäusten zwei kleine, aus Rinde geschnitzte Schiffchen, und als er ruft: „O Mutter, Fritz Weber hat uns gezeigt, wie man Schiffe macht aus Papier und aus Baumrinde und mit ordentlichen Segeln — sieh nur — und auf'm Bach haben wir sie schwimmen lassen, und welche sind schon ganz weit, und die schwimmen bis ins Meer, hat Fritz Weber gesagt — o, es war so schön!" Da hat Maren ihn jäh unterbrochen; mit einem heftigen Schlag auf die Hand entreißt sie ihm die Schiffchen, und auffahrend ruft sie: „Du böses Kind, wie siehst du aus? Ganz naß und schmutzig. Zur Strafe gehst du ohne Abendbrot zu Bett, und wenn du noch einmal am Bach spielst, sollst du sehen, was es setzt."

Heinz starrt die Mutter mit großen, erschrockenen Augen an und begreift sie nicht. Trotzig geht er zu Bett, aber als er nach einer Weile die Mutter nebenan aufstöhnen hört und schluchzen, da wird sein kleines Herz weich, und er fühlt sich ganz schuldbewußt. Als gehorsamer Junge spielt er nie wieder am Bach mit Schiffchen, aber vergessen kann er nicht, wie schön es war.

Wieder ein paar Jahre später leiht Kantors Karl dem Heinz ein Buch, den „Robinson". Maren hat vor Büchern keine Sorge. Zu wenig vertraut sind sie ihr. Mochte Heinz lesen, was er wollte, das konnt' ihm ja nicht schaden, ihrer Meinung nach. Nur einmal, als er so ganz versunken über dem „Robinson" sitzt, fragt sie: „Na, mein Jung', was liest du denn für 'ne schöne Geschichte?"

Da hebt er den Kopf, und in seinen Augen liegt ein ganz eigener Ausdruck: „Mutter, von einem Jungen, der heimlich zu Schiff ging, und von seinen Abenteuern zu Wasser und zu Land. O Mutter, ich wollt', ich wär' groß und könnt' das Meer sehen und die Schiffe, all die großen schönen Schiffe, das muß herrlich sein!"

Mutter Maren ringt nach Luft. Sie bezwingt sich mit Gewalt, und dann spricht sie scheinbar ruhig: „Was so Kinder für törichte Wünsche haben! Wie, Heinz, dann müßtest du ja weit weg von Muttern, das willst du doch nicht?"

„Nein, Mutter, das nicht, aber du könntest ja mit. Ich möcht' doch so gern."

Und wieder liegt Maren eine ganze lange Nacht schlaflos und sinnt und sinnt, und es ist eine große Angst in ihr. Sie fürchtet sich vor der Zukunft. —

Die Jahre gingen hin. Maren hatte gewünscht, daß Heinz Lehrer werde, und zu Ostern sollte er das Seminar beziehen. Kurz vorher brach in einem Nachbarhaus Feuer aus. Frau Marens Heim war stark bedroht, schon hatte das Dach Feuer gefangen, Männer stürzen auf den Boden, reißen Dachziegel heraus und werfen Holz und altes Gerümpel, welches den hungrigen Flammen willkommene Nahrung geboten hätte, auf die Straße. Auch die große Kiste. Sie springt auf, und der Inhalt fällt heraus. Allerlei Muscheln und Zieraten, Bilder von Männern und Knaben in Seemannstracht und ein wirkliches kleines Schiff — etwas beschädigt, aber doch noch wunderschön.

Heinz sieht es und vergißt alles, was um ihn vorgeht, sogar die Feuersgefahr. Er rafft die Sachen auf und birgt sie in die Gartenhütte hinterm Haus. Er kann sich nicht satt sehen daran und merkt gar nicht, daß der Wind sich gedreht hat, und keine Sorge um das mütterliche Dach mehr besteht.

Und dann kommt Mutter Maren und sieht ihren Sohn bei den Sachen sitzen mit strahlenden Augen.

„Mutter, was ist das — und das hier? O sieh, ein Schiff, ein wirkliches Schiff! Mutter, ist mein Vater einer von den Männern hier? Und wer hat das Schiff gemacht? O Mutter, warum hast du mir das nie gezeigt?"

Vergebens also all die Vorsicht, all die Opfer! Vergebens das Losreißen von heimischer Scholle, welches ihr so bitterschwer geworden ist, unter welchem sie immer noch leidet; vergebens alle Mühe, das Seemannsblut in dem Knaben zu unterdrücken! Da steht er, ganz Begierde und tausend Fragen in den leuchtenden Augen.

Und sie muß antworten. „Ja, Heinz," sagt sie, sich mühsam fassend, „das ist dein Vater, und dieser war mein erster Mann, und die drei, das sind deine Brüder. Alle sind sie umgekommen auf dem wilden Meer, und du, Heinz, bist mir allein geblieben. Heinz, schwöre mir, daß du das Meer fliehen, daß du deine Mutter nicht verlassen wirst!"

Da erlischt das Licht in den Augen des Knaben. Zärtlich streichelt er seiner Mutter blasse Wange: „Nein, Mutter, sei ganz ruhig, ich bleibe bei dir."

Mutter Maren aber packt, noch ehe sie Ordnung schafft in Haus und Hof, all die Sachen wieder in die große Kiste, verschließt sie so gut es geht, und wieder ruhen all die Erinnerungen an das, was früher war, unterm Dach.

3.

Und abermals vergehen ein paar Jahre. Heinz weilt bei der Mutter in den Sommerferien. Er ist so still und wortkarg. Mutter Maren bangt um ihn, er ist ja schon lange nicht mehr der frische, muntere Heinz wie früher. Die Mutter weiß es, woher das veränderte Wesen kommt. Ihr Sohn hat keine Lust zum Studium, die Luft der Schule bedrückt ihn an Leib und Seele, und er verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Meer.

Sie will sich's nicht gestehen, aber immer kommt er wieder, der Gedanke: „Dein Kind leidet, und du trägst die Schuld." Dann wieder tröstet sie sich. Wenn er erst das Berufsleben kennen lernt, dann wird er seine unerfüllbaren Wünsche vergessen.

Am ersten Sonntag macht Maren mit Heinz den üblichen Besuch im Pfarrhaus. Es sind Gäste da: der Sohn, der Student, und ein Vetter, ein junger Seemann bei der kaiserlichen Marine. Marens Herz schlägt heftig bei dem unerwarteten Anblick. Frisch, lebendig berichtet er von seiner letzten Reise, und die Freude an seinem Beruf spricht aus jedem Wort. Heinzens Augen hängen an des Sprechers Mund, und es leuchtet in diesen Augen wie damals, als er die Bilder gesehen und das Schiffsmodell, und wie früher, als er den „Robinson" las und als er mit den Rindenschiffchen nach Hause kam.

Still und in sich gekehrt schreitet Maren an des Sohnes Seite heimwärts. Heinz ist gleichfalls schweigsam, und schweigsam treten sie in ihr Haus. Dann wandert die Mutter unruhig hin und her im geräumigen Zimmer. Heinz verfolgt sie eine Weile mit den Augen, dann spricht er tief aufatmend: „Mutter, willst du mir eine große Freude machen? Laß mich das Schiffsmodell noch einmal sehen und Vaters Bild. Oder schenk mir beides — ich — es ist ja nur, daß ich auch was zum Freuen hab'. Sieh, ich will ja alles tun, was du wünschest. Aber, bitte, sei gut und erfülle mir meinen Herzenswunsch."

Die alte Frau geht schweigend auf die Tür zu. Sie ist sehr gealtert in den letzten Jahren, aber daß sie so gebückt geht, fällt dem Sohn in diesem Augenblick zum ersten Male auf. Hat er sie gekränkt durch seinen Wunsch? Er wagt nicht, ihr zu folgen, sondern wartet still auf ihre Rückkehr. Wohl eine Viertelstunde vergeht, dann öffnet sich die Tür, und Mutter Maren tritt ein. Im Arm trägt sie das Schiffsmodell, und ihre Rechte hält des Gatten Bild.

„Hier, Heinz, mein Jung', das Bild — nimm's mit dir auf deine erste Meerfahrt. Du sollst Seemann werden, ich stemme mich nicht mehr dagegen. Ich hab' das Schicksal zwingen wollen. Vergebliche Müh'! Es ist stärker als Menschenwille. Geh, mein Jung', den Weg, der dir der liebste ist — und alles Glück zur Fahrt!"

„Mutter, Mutter, wenn du wüßtest, was du mir gibst! Wirklich, ich soll hinaus dürfen aufs Meer wie mein Vater? O Mutter, ich will dir's danken mit jedem Atemzug!"

Mutter Maren lächelt. Ein seltsames Lächeln. Es ist ihr, als sei sie erst jetzt als alte Frau, erst in diesem Augenblick eine wahre Mutter geworden, erst mit dem Opfer, welches sie bringt und dessen Größe nur sie selbst ermessen kann.

Bis jetzt hat sie in ihrem Kind doch nur sich geliebt, und nun erst hat sie sich durchgerungen zur selbstlosen, heiligen Mutterliebe.

Mannigfaltiges.

Der Gepreßte. — Ein galizischer Bauer halle sechs Iltisse gefangen und getötet. Da er den Wert ihrer Felle nicht kannte, so hing er seine Beute als Jagdtrophäe über den Gartenzaun. Zufällig kommt ein Hausierer vorüber, und dieser bemerkt die kostbaren Pelztiere. Er läßt sich mit dem Bauern in ein Gespräch ein und erfährt daraus, daß dieser von dem eigentlichen Werte seines Fanges keine Ahnung hat. Hierauf baut er seinen Plan, um billig in den Besitz der Felle zu gelangen.

„Verkauft mir die Tiere!" sagt er zu dem Bauern. „Ich leide an einer Leberkrankheit, und der Arzt hat mir empfohlen, dagegen Iltisfleisch zu essen."

Der Bauer reißt vor Erstaunen Mund und

Augen auf. „Das Fleisch wollen Sie essen?“ ruft er. „Aber das ist ja gar nicht mehr frisch. Es hängt schon seit vier Tagen hier.“

„Desto besser ist es für die Leber,“ erwidert der Schlauberger. „Verkauft mir die Tiere; ich gebe Euch einen Gulden dafür!“

Der Bauer ist damit einverstanden, der Hausierer zahlt das Geld und verspricht, die Tiere auf dem Rückwege abzuholen. Dann entfernt er sich, während sich der geprellte Verkäufer über das gute Geschäft freut.

Nach kurzer Zeit kommt ein anderer Hausierer an dem Gehöft vorüber. Auch ihm entgehen die kostbaren Iltisfelle nicht, und er entbietet sich sofort, sie zu kaufen.

„Tut mir leid,“ erklärt der Bauer, „eben war ein Kollege von Euch hier und hat alle sechs für einen Gulden gekauft.“

„Einen Gulden, das ist viel!“ ruft der Hausierer mit gut gespieltem Erstaunen.

„Es geht ihm auch nur um das Fleisch,“ meint der Bauer, „er ist leberleidend und will es als Heilmittel gebrauchen.“

Der Hausierer, der den Kniff seines Konkurrenten durchschaut, macht sich ebenfalls die Dummheit des Bauern zu nutze. „Also das Fleisch hat er Euch abgekauft?“ fragt er. „Was hindert Euch dann, mir die Felle zu verkaufen? Ich leide an Gicht, und Iltisfelle sollen ein gutes Mittel dagegen sein.“

Als der Hausierer ihm einen Gulden zeigt, überwindet der kluge Mann seine Bedenken, er streift den Tieren die Felle ab und verkauft sie dem „Gichtleidenden“, der sich schleunigst entfernt.

Der erste Käufer kehrt zurück, um die erhandelte Ware in Empfang zu nehmen, und getreulich erzählt ihm der Bauer von dem zweiten guten Geschäft, das er gemacht hat. Bedenklich aber zog sich des Käufers Gesicht in die Länge, und bald waren beide darüber einig, wer von ihnen der am meisten Geprellte war. [O. v. Br.]

Ein Kartoffeldenkmal. — Es weiß heute jedes größere Schulkind, daß die Kartoffel erst vor reichlich dreihundert Jahren aus Amerika nach Europa kam; weniger bekannt aber ist, daß diese zu einem unentbehrlichen Nahrungsmittel gewordene Frucht ein Denkmal auf deutschem Boden besitzt. Es steht im Oberharz, auf dem sogenannten „Brandhai“ zwischen Braunlage und Tanne am Wege. Erst vor kurzem ist es vom Walde, der es eng umschlossen hatte, freigelegt worden. Auf einem zweistufigen Unterbau ruht ein zwei Meter hoher Granitblock, der auf einer eisernen Tafel die nachstehende Inschrift trägt: „Hier wurden im Jahre 1748 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht.“ Die wirtschaftliche Bedeutung der Kartoffel für den Oberharz hatte man schon früh erkannt, da letzterer keinen Getreidebau gestattet. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam die genannte Knollenfrucht von Holland nach Hannover. Es bedurfte aber einer langen Zeit, den Nutzen dieser Frucht und ihre Anwendung bekannt werden zu lassen. Anfangs wurde sie nur sehr wenig in Gärten angebaut und als Delikatesse betrachtet, die wenig zur Sättigung beizutragen vermöge. Man gab zwar den Abfall dem Vieh und sah, mit welcher Gier es ihn fraß, versuchte aber nicht, die Kartoffel als allgemeines Nahrungsmittel für Menschen anzupflanzen. Die königliche Landwirtschaftsgesellschaft in Celle ließ es aber ihre vornehmste Sorge sein, den damals immer noch seltenen Kartoffelbau, der nur im Oberharz Anhänger fand, im freien Felde zu befördern. In der Beantwortung der ersten Preisfrage der Gesellschaft wurden die „Erdtuffeln“ zur Vermehrung der Futtervorräte empfohlen, „welche sowohl für Menschen, als Hornvieh, Schweine, ja gar auch für das Federvieh ein vortreffliches Futter geben. Außerdem kann das Kraut im September ohne Schaden abgeschnitten und verfüttert werden, wonach die Kühe vortrefflich melken. Die Erdtuffel sind ein ergiebiges Gewächs, daß, wenn selbige in großer Menge von dem Landmanne gepflanzt würden, selbiger sich dadurch große Vorteile verschaffen könnte.“

Die erste silberne Medaille, welche die Gesellschaft für den Kartoffelbau verleihen konnte, erhielt der Bürgermeister Deike in Celle im Jahre 1772. In und nach den Teurungsjahren 1771 bis 1773 nahm man seitens der Landwirte mehr auf Anbau der Kartoffel Bedacht, zumal in dieser Zeit auch die Entdeckung gemacht worden war, daß man aus Kartoffeln auch Branntwein und Stärke gewinnen könne. [Th.]

Wie ein Lied entstand. — Über die Entstehung von Karl Maria v. Webers berühmtem „Wiegenlied“ erzählt C. Ziegler folgendes: Den Spätsommer des Jahres 1810 verlebte Weber in Frankfurt am Main und sah mit Spannung der ersten Aufführung seiner „Silvana“ entgegen, welche am 10. September stattfinden sollte. Nun wollte es ein unglücklicher Zufall, daß die berühmte Luftschifferin Blanchard für denselben Tag eine Fahrt vom „Klapperfeld“ aus ankündigte. Da diese Fahrt die erste Ballonfahrt in Frankfurt war, so bemächtigte sich der Einwohnerschaft eine erklärliche Aufregung.

Weber geriet fast in Verzweiflung wegen der gefährlichen Nebenbuhlerin. Gern hätte er die Aufführung der „Silvana“ verschoben, allein dies war unmöglich, und so beschloß er denn, die Französin um Aufschub ihres Unternehmens zu bitten. Er eilte in deren Wohnung, traf sie aber nicht an, sondern nur ihr der Obhut der Wirtin anvertrautes Töchterchen. Die Wirtin erklärte sich bereit, Frau Blanchard auf dem „Klapperfeld“ zu suchen, wenn Weber während dieser Zeit bei der Kleinen Wärterdienste tun wolle. Weber war mit dem Vorschlage einverstanden und entwickelte dem hübschen Kinde gegenüber jene herzliche Liebenswürdigkeit seines Wesens, die ihm allezeit treu geblieben ist.

Und Stunde um Stunde verrinnt, aber weder kehrt die Wirtin zurück noch läßt sich Frau Blanchard sehen. Die Kleine wird ungeduldig und fängt schließlich zu weinen an. In seiner Not griff Weber in die Tasten eines alten Spinetts, welches in einer Ecke des Zimmers stand, und suchte durch eine leise angestimmte Melodie das Kind in Schlummer zu bringen. Nun hatte ihm gerade an diesem Morgen sein Mitarbeiter Karl Hiemer den Text eines Wiegenliedes zur Komposition zugeschickt, den er in die Tasche gesteckt hatte. Jetzt gedachte er desselben und setzte seine Melodie zu ihm in Beziehung, und bald stimmte er das einschmeichelnde „Schlaf, Herzenskindchen, mein Liebling bist du!“ an, jenes Lied, mit welchem seitdem Tausende von Müttern ihre Kleinen in Schlummer gesungen haben.

Der Zweck seines Besuches bei der Luftschifferin wurde zwar nicht erreicht, aber das kleine Abenteuer hatte ihm ein Lied gegeben, das sicherer als die kunstvollste Arie seinen Weg zu den Herzen des deutschen Volkes finden sollte. [E. K.]

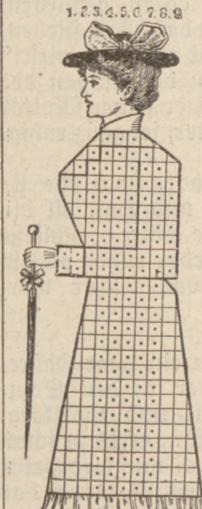
Die ganze Menschheit zu Gaste. — Ein englischer Statistiker hat sich mit der Frage beschäftigt, ob irgend ein Millionär reich genug sei, sämtliche Menschen auf der Erde einen Tag lang zu beköstigen. Dieser Engländer hat allerdings dabei die in seinem Vaterlande obwaltenden Verhältnisse zu Grunde gelegt und angenommen, der freundliche Gastgeber gedenke die Menschheit zu einem englischen Frühstück, einem guten Mittagsmahl und einem Abendbrot einzuladen. Er rechnet auf die Person 2,50 Mark und bemerkt dabei, daß das, was an den Kindern und halb erwachsenen Leuten erspart würde, den Erwachsenen und starken Essern zu gute käme.

Seine Rechnung ergibt, daß diese Beköstigung der Menschheit für einen Tag die Summe von 3750 Millionen Mark erfordern würde. Selbst unter den reichsten amerikanischen Geldfürsten gibt es keinen, der im stande wäre, die Rechnung für diese Gasterei zu bezahlen. [A. O. K.]

Die verräterischen Schmisse.

Richter: Könnt denn ihr Bauern das Raufen gar nicht lassen?
Bauer: Na, i moanet alleweil, du bist a koa Guater nöt g'wen.

Füll-Rätsel.



A, al, är, bau, be, ber, de, dech, der, der, dich, ei, eid, en, er, er, fan, gall, ge, grin, gut, gut, hen, in, les, lie, lich, lo, lup, me, mein, mel, nach, ne, ner, ni, nicht, pe, po, ra, re, rie, san, se, scha, schnei, sper, ste, te, ti, u, üb, wag.

Aus obigen Silben bilde man Wörter untenstehender Bedeutung und trage dieselben in senkrechter Richtung in die mit Punkten versehenen Felder der Figur ein und zwar die ersten neun Wörter in die Felder der Bluse und des Ärmels, die restlichen fünf Wörter aber in die punktierten Felder des Rockes.

Die Anfangsbuchstaben der Wörter, in entsprechender Reihenfolge abgelesen, ergeben sodann die Lösung.

1. Ein Fluß in Galizien, 2. soviel wie „gebräuchlich“, 3. ein Handwerker, 4. etwas Vielbesungenes, 5. eine Fußtruppe, 6. ein Singvogel, 7. ein Wasserfahrzeug, 8. ein Reptil, 9. ein Raubvogel, 10. zwei Musen, 11. eine beherzigenswerte Mahnung, 12. ein Volksdrama von Anzengruber, 13. ein Lustspiel von Shakespeare, 14. eine berühmte Oper und Name des Komponisten derselben.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Zahlen-Rätsel.

Was einst in 1, 2, 3,
Der wunderschönen Stadt,
An Werken mancherlei
Die Kunst geschaffen hat,
Das preist ob seiner Pracht
Des Kenners Mund noch jetzt;
Auch wird's als 4 bis 8
Von vielen sehr geschätzt.

Das ganze Wort jedoch,
Das einst man hoch erhob,
Erwirbt nur selten noch
Sich heut des Lesers Lob;
Man schilt es Unnatur,
Weil der modernen Welt
Der Realismus nur
Im 1 bis 5 gefällt.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Homonym.

Er, den's als Titel ziert im Leben,
Mag's auch in anderm Sinne geben.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösungen von Nr. 21:

des Bilder-Rätsels: Sprich wenig mit anderen, viel mit dir selbst;
des Kapsel-Rätsels: Weise (der und die), Wiese, Wichse.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.